Lachende Verheißung.

Von M. v. Ekensteen.

Wo sich im altehrwürdigen Trier die schattigen Anlagen von Porta nigra zur Mosel hindehnen, steht im Halbdunkel hoher Nußbäume eine Reihe eleganter, zierlicher Villen. Die Vorgärten leuchten im Schmuck unter Blumen, und wenn die Nacht heranschleicht, dann jauchzen und klagen die Nachtigallen in den Büschen. Die Spaziergänger bleiben lauschend stehen, und an den Fenstern lehnen die entzückten Horcher. Von der Mosel und der rothen Bergkette her weht ein kühler Wind, es raunt und rauscht geheimnißvoll in den alten Baumkronen, und ein Hauch von Romantik zittert umher.

Um die Mittagszeit aber, wenn die Vögel schlafen und die Sommerhitze brütend über der alten Römerstadt liegt, dann sind die Jalousien an den Villen herabgelassen und die Laubgänge der Anlagen sind einsam und verlassen. Hier und da nur eilt ein Arbeiter durch die verschlungenen Wege, oder ein Wagen rasselt durch die breite Allee.

Nur an einer Villa sind die Jalousien immer hochgezogen; es ist, als ob die Inwohner alle Sonne auffangen wollten und einen Riesenhunger nach Luft hätten. Blattgewächse stehen auf den breiten Fenstersimsen, jede Stunde rieselt ein Wasserstrahl über den zartgrünen Rasen, und die Blumen duften stärker als in allen andern Gärten.

Drinnen, im luftigsten und größten Raum der weißen Villa, liegt auf weichem Lager eine bleiche Frau, mit dem Zuge zehrenden Leidens in dem edeln Gesichte. Ruhe, Sonne und milde Luft hat ihr der Arzt verordnet, und so ist sie vom rauhen Norden in die lichtumfluthete Villa gezogen. Weiß wie Alabaster sind ihre schmalen Hände und die Lippen fast blutleer; aber in den dunklen Augen liegt eine flackernde Gluth, und ganze Fluthen tiefschwarzen Haares bedecken die mattblauen Seidenkissen ihres Ruhebettes.

Riesige, üppige Blumensträuße stehen ringsum; fast zu stark ist ihr Duft, aber die Leidende will es so, und der Arzt hat jeden Widerspruch verboten. Die Wände sind mit weichen Seidendecken behangen, von denen ein zarter, rother Schimmer ausgeht, und der hohe Pfeilerspiegel strahlt in herrlicher Farbentönung Böcklins Insel der Todten zurück.

Apathisch liegt die Kranke; nur ihre Augen scheinen zu leben, und sie haften an dem stimmungsvollen Meisterwerk, so groß und forschend, als wollten sie die dunkeln Cypressen durchdringen, um den in Nacht versunkenen Weg nach Avalun zu finden.

An einem der hohen Fenster steht die halbwüchsige Tochter des kranken Weibes; ein schlankes, junges Geschöpf, auf der Grenzscheide des Kindes zur Jungfrau. Alles an ihr ist knospenhaft, auch das Lachen, das wie Sonnenstrahlen ihr Gesicht verschönt.

Und sie lacht so gern, die blonde Lydia Dovegreen! Drum ist es gut, daß Mamas Gesellschafterin ein heiteres, fröhliches Geschöpf ist, sonst schliche ihre Jugend gar zu traurig hin. Die arme Mama ist immer krank, sie spricht nur vom Tode und hat die fixe Idee, ein Vampir nage an ihrem Leben und sauge ihr das Blut aus. Seit Fräulein Olga von Stegen bei ihr ist, hat ihre Niedergeschlagenheit etwas nachgelassen, sie hat sich zu zerstreuenden Reisen aufgerafft, und Lydia wagt es, in den stillen Räumen hell und fröhlich zu lachen.

Jetzt ruft sie ins Zimmer hinein:

„Fräulein Olga, schnell, schnell! — Wissen Sie, wer das ist?"

Fräulein von Stegen geht mit lautlosen Schritten über den weichen, persischen Teppich zum Fenster und beugt den Kopf vor, daß die zackigen Blätter einer Aralia sich wie ein Rahmen um ihre rothe Lockenfülle biegen; schnell zieht sie dann den Kopf zurück, noch nicht schnell genug, um nicht gesehen zu werden. Zwei vorübergehende Herren grüßen hinauf, und Lydia neigt purpurglühend das Köpfchen.

„Sie kennen Sie? O bitte, wer ist's, Fräulein Olga?"

Die junge Gesellschafterin steht einen Augenblick verwirrt; dann fährt sie sich nervös durch das krause Stirnhaar und sagt leichthin:

„Vergaß ich, das zu erzählen?" Sie beugt sich zur Kranken nieder und fährt fort: „Ich traf neulich bei Hofraths Herrn von Jagow und Herrn Hilgers wieder!"

„Von Jagow?" flüsterte die Kranke fragend.

„Ja; entsinnen Sie sich nicht unsrer Begleiter vom vergangenen Jahr, als wir am Ammersee waren?"

Die Kranke schüttelt müde den Kopf, aber Lydia fragt eifrig: „Sind das die Herren? Und wer ist der kleine Schwarze?"

„Herr von Jagow. Warum interessirt Sie das?"

Lydia sieht auf ihre Fingerspitzen und meint verlegen: „Weil sie jeden Tag um dieselbe Stunde vorübergehen und immer so auffallend nach unsern Fenstern sehen, als suchten sie jemand!"

Fräulein von Stegen erröthet flüchtig, nimmt ein Buch zur Hand und setzt sich zur Kranken; Lydia aber biegt die blühenden Clematiszweige am Erker zurück und späht in den sonnendurchglühten Tag hinaus; Herr von Jagow und Herr Hilgers sind längst in den dunkeln Laubgängen der Anlagen verschwunden; rings ist's einsam und still. . .

Man konnte sich keine verschiedener gearteten Menschen denken als den leichtlebigen Kurt von Jagow und den ernsten, tief veranlagten Paul Hilgers. Dennoch waren sie unzertrennliche, treue Freunde. Ihre Intimität datirte schon von der Schulbank her, und ihre Wege hatten sich erst getrennt, als Kurt nach absolvirtem Gymnasium zur Hochschule ging, während Paul sich mit einem Kurs auf der Handelsschule begnügen mußte. Jetzt waren sie wieder vereint, und man konnte sie alle Tage um die Mittagsstunde Arm in Arm nach dem „Rothen Haus", dem alten, renommirten Gasthaus Triers, wandern sehen. Sie waren pünktlich wie die Uhr auf dem hohen Gangolfsthurm, und wenn sie an dem Postgebäude auf dem Kornmarkt vorbeigingen, dann schoben die spielenden Buben ihre Mürbel in die Säcke und die Mädchen hörten mit dem Seilspringen auf, um eilig in die Häuser zu laufen; es war genau 12½ Uhr; die Hausfrauen trugen die Suppe auf.

Kurt war schlank und klein, Hilgers dagegen ein breitschultriger, derbknochiger Mann; wer es nicht wußte, mußte viel eher den Hünen mit dem krausen Siegfriedkopf für einen kerngesunden Landwirth halten, als den schmächtigen Gutsbesitzer von Jagow; aber das änderte nichts an der Thatsache. Hilgers saß von acht bis zwölf und von zwei bis sechs über Geschäftsbücher mit langen Zahlentabellen gebeugt, und Kurt ließ seine Verwalter und Pächter die großen Ländereien bewirthschaften, deren Besitzer er schon als halber Knabe geworden war. Seine ganze Thätigkeit bestand in kleinen Morgenritten, wobei er den Stand der Saaten inspizierte, oder er streifte mit der Büchse durch den Forst und saß mit der Angel am Weiher.

Wie das Aeußere, war auch der Charakter der Freunde grundverschieden, und die Leute behaupteten, gerade darum vertrügen sie sich gut.

Nach Tische gingen sie alle Tage langsam durch die Simeonsstraße; unter den hohen Bogen des alten Römerthores zündeten sie ihre Cigarren an, und dann schleuderten sie durch die einsamen, verlassenen Anlagen dem Martinshause zu.

„Kurt", sagte eines Tages Hilgers, als sie an der weißen Villa mit den weitgeöffneten Fenstern vorübergekommen waren und Fräulein von Stegen gegrüßt hatte, „sei ehrlich! Du bist in Fräulein Olga verliebt?"

Hilgers war stehen geblieben, hatte schwer seine Hand auf die Schulter des Freundes gelegt und sah ihm mit einem offenen Blick in das Auge.

Nach einer kleinen Weile sagte Kurt, indem er mit seinem leichten Spazierstock in eine dichte Jasminstaude schlug: „Warum fragst du eigentlich?"

„Hm! Du weichst meiner Frage mit einer Gegenfrage aus! Nun, du hast vielleicht recht, daß du Gründe für meine Indiskration verlangst!"

„Paul!" unterbrach ihn Krt; „du sprichst mir gegenüber von Indiskretion? Wie du nur so reden magst! Aber sieh, ich muß dir das erklären; eigentlich bringt mir deine unvermittelte Frage erst die rechte Klarheit über mein Empfinden, und was ich selber nicht deutlich wußte, jetzt steht es zweifellos fest! Ja, du hast recht! Schon damals, als wir zusammen auf der Amper durch das rauschende Schilf fuhren, die Wasservögel um uns her schwirrten und du so voll bewundernswerther Aufmerksamkeit die launische, leidende Frau Dovegreen unterhieltest, hat es mir die seltsame Schönheit Olgas von Stegen angethan!"

„So, schon damals! Und wie steht es jetzt?"

„Ich habe eigentlich nie recht ernstlich darüber nachgedacht, aber — ich muß dir gestehen, daß ich nur ihretwillen täglich wie ein Pedant diesen Weg gehe, daß ich stolz und glücklich wäre, wenn ich mir sagen könnte, daß ich ihr nicht gleichgültig geblieben sei. Eigentlich regelrecht verliebt bin ich nicht. Weißt du, es ist ganz anders als all die flüchtigen Interessen, wie ich sie oft nach einem Ballabend oder flotten Souper für irgend ein hübsches Mädchen empfand! Olga beschäftigt und interessirt mich nun schon über Jahr und Tag, und ein Tag, ohne sie gesehen zu haben, schiene mir ein verlorener!"

Ein Schatten verdüsterte flüchtig Hilgers' offenes, ehrliches Gesicht; er nahm den Hut ab und fuhr sich über die hohe, klare Stirn, dann sagte er:

„Ich habe dich und sie beobachtet, so oft sich Gelegenheit bot, euch zusammen zu sehen, und mir wurde alles klar; ich habe nur eine Furcht: es wird doch nicht wieder eine flüchtige Neigung sein, wie sie schon öfter dein Herz erfaßte?"

„Furcht?" sagte Kurt erstaunt; aber der Freund schob nochalant den Arm in den seinigen und sagte im Weitergehen: „Nun ja; Fräulein von Stegen deucht mir zu gut und steht zu hoch, um mit ihr nur ein tändelndes Spiel zu treiben! Was hindert dich, um ihre Hand zu bitten?"

„Spotte mich aus, wenn du willst; aber weißt du wohl, daß ich immer der Meinung war, du liebtest sie!"

Hilgers lachte laut und kurz auf; erschreckt fuhren einige Vögel aus dem Mittagsschlaf, dann war es wieder lautlos still.

„Warum lachst du so sonderbar?" fragte Kurt nach einer Weile.

Hilgers' Stimme klang verschleiert, als er, jedes Wort betonend, antwortete: „Und wenn Hunderte sie liebten, was hilfe es, wenn sie nur dich liebt?"

Kurt hörte den schmerzlichen Ton in den Worten des Freundes nicht; lebhaft, mit einem lachenden Leuchten im Blick forschte er nur:

„So glaubst du wirklich, daß sie mich liebt?"

„Ich bin überzeugt davon! Erweist sie je einem andern so viel Gunst als dir? Nur dir reicht sie die Hand entgegen beim Gruß, mit dir lacht und scherzt sie, dich bittet sie um das Geleit . . "

„Aber du ahnst nicht, wie spröde sie dennoch ist! So oft ich sie auch in Gesellschaften treffe, ich komme ihr nicht näher!"

„Necken, Tändeln und Quälen ist das Vorspiel zum Glück! Habe nur Muth und Ausdauer!"

Sie waren am Martinshause angelangt und schüttelten sich die Hände zum Abschied. Hilgers ging ins Bureau, Kurt von Jagow setzte seinen Spaziergang fort. Bald trug ihn ein Nachen zum jenseitigen Moselufer, und über die Napoleonsbrücke ging er dann den bewaldeten Bergen zu. Eine frohe Erregung hatte ihn erfaßt. Wenn der ruhige, ernste Freund es bemerkt hatte, daß das seltsame, schöne Mädchen ihn liebte, so gab es doch keinen Zweifel mehr, und Paul hatte recht gehabt mit seiner Frage, warum er sie nicht zum Weibe begehre. Was hinderte ihn denn? Er war ja reich und unabhängig, und ihr Name hatte keinen schlechteren Klang als der seine!

Nun mußte er vor sich hin lachen. Er hatte wirklich geglaubt, Paul sei in Olga verliebt, zuweilen hatte ihn sogar Eifersucht angewandelt; Olga hatte ihn oft mit so sinnender Miene verfolgt, so wunderliche Fragen nach ihm gestellt und war erröthet, wenn Paul in ihrer Nähe kam. Aber was sollte das heißen, neben dem, was der Freund beobachtet hatte! Nur gegen ihn war sie so zuvorkommend und nur ihm galt wohl ihr Erröthen!

Kurt von Jagow hatte Besuch in der weißen Villa gemacht, und die erste Verstimmung war zwischen die Freunde gekommen. Hilgers hatte sich gewehrt, ihn zu diesem Besuch zu begleiten, Kurt hatte gebeten, gedrängt, und hatte es schließlich als Freundschaftsbeweis gefordert; aber Hilgers war fest geblieben, und seitdem trübte eine Wolke das innige Verhältniß.

Die Kinder auf dem Kornmarkt wunderten sich nicht wenig, als sie die Unzertrennlichen nicht mehr pünktlich vorübergehen sahen, und die Tischgäste im „Rothen Haus" begriffen die Zerstreutheit des stets so gelassenen Herrn Hilgers nicht. Als er aber nach einiger Zeit zu den Waffenübungen reiste und nicht wiederkehrte, war er bald vergessen; nur Kurt von Jagow dachte mehr denn je an ihn, und heimlich machte er sich manchmal stille Vorwürfe. Er allein wußte ja, was aus dem Freunde geworden war. Eines Tages hatte er von Hilgers einen Brief erhalten, daß er sich freiwillig zur deutschen Chinatruppe gemeldet hätte. Als Kurt den Brief erhielt, war der Freund schon auf dem Meer; er aber saß, den Kopf in die Hände gestützt, und las immer wieder die wenigen und doch so inhaltschweren Worte: „Einer von uns beiden mußte weichen; so thue ich es, denn Dich liebt sie, und ich konnte ihr nie ein Leben ohne Sorgen bieten, wie Du! Ich habe mich zur Chinatruppe gemeldet. Wenn ich wiederkehre, so lasse mich sie als Dein Weib begrüßen, dann wird alles in mir schweigen. Um unserer Liebe willen darf unsre Freundschaft nicht Schiffbruch leiden!"

Also doch! Auch er hatte sie geliebt, und um seinetwillen hatte er das Feld geräumt. Das traf ihn wie ein Keulenschlag! Eine Unlust und Ruhelosigkeit bemächtigte sich seiner, ein Gefühl der Unsicherheit überkam ihn, und eine unerklärliche Scheu ließ ihn das Haus der Geliebten meiden.

Wie ein Träumender wanderte er jetzt oft stundenlang durch seine Wälder, und er schrak nervös zusammen, wenn ein trockener Ast unter seinen Schritten knackte oder eine Eichel von den knorrigen, breitästigen Baumriesen vor ihm niederfiel.

Die weißen Schäfte der schlanken Birken riefen ihm Olgas Bild vor die Seele, aber ein Gefühl der Scham beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er sie gewinnen sollte, da doch der Freund sie auch liebte. Paul hatte um seinetwillen entsagt: sollte er weniger Edelmuth besitzen als der Freund?

Stundenlang ging er grübelnd durch den Forst, und unter dem fluthenden Wechsel der Lichteffekte, in der tiefen Stille des endlosen Blättergewirres kam wieder Ruhe über ihn; hier auch war es, wo er den letzten Entschluß faßte: er soll nicht großmüthiger sein als ich! Ich will seine Rückkehr erwarten, und dann soll sie entscheiden! Und mit diesem Entschluß trat er eine Auslandreise an. —

Fern von der Heimath ist Paul Hilgers gefallen. Kurt von Jagow hat es getragen wie ein Mann und hat getrauert wie ein echter Freund. Es ist, als ob mit dem Tod des Freundes auch seine Liebe zu Olga von Stegen entschlummert sei; er hat es vergessen, den altgewohnten Spaziergang durch die Anlagen zu machen, nur zufällig hat sich heute sein Fuß dahin verirrt.

Lange Monate waren die Thüren und Fenster an der weißen Villa geschlossen, und die bleiche Frau deckt ein schwerer Marmorblock im schattigen Friedhof.

Jetzt aber stehen die Fenster wieder offen, Blumen füllen die Erker, und aus dem Rasen leuchten Rosenbüsche hervor. Ein blonder Lockenkopf beugt sich aus dem Erkerfenster, Kurt von Jagow grüßt hinauf, und Lydia dankt, in Gluth getaucht.

Da kommt ein heißes Verlangen über ihn. Jetzt raubt er dem Freunde nichts mehr, jetzt steht ihm der Weg frei!

Mit einer schnellen Wendung geht er auf die Villa zu und läßt sich bei Fräulein von Stegen anmelden.

Lydia preßt die Hände auf das lautpochende Herz, und als sie ihn eintreten sieht, flüstert sie: „Endlich!"

Nun steht er Olga gegenüber, und ganz fremd kommt sie ihm vor. Ihre lachenden Augen sind matt und von dunkeln Schatten umgeben, ihre leuchtenden Haare sind in einen schlichten Knoten gezwängt, und sie ist schmal und bleich, fast wie es die schlanke Frau war, deren Ruhebett noch unter Palmen und Musas steht.

Tief verneigt er sich vor ihr; er sucht nach Worten, um seinen unvermittelten Besuch einzuleiten, aber sie kommt ihm zuvor: „Ich habe Sie erwartet, Herr von Jagow!"

Bei ihren Worten weicht alle Befangenheit von ihm, er lächelt und meint: „So ahnten Sie also, daß ich kommen würde?"

„Ich hoffte es! Mußten Sie mir nicht von Ihrem armen Freunde erzählen?"

Er sieht, wie ihre verblaßten Lippen beben und ihre Augen in feuchtem Schimmer schwimmen, und die alte Eifersucht wird plötzlich wieder in ihm wach. Also darum hatte sie ihn erwartet, damit er ihr von ihm erzähle! Gepreßt sagt er: „Sie wissen, daß er ferne vom Vaterland starb?"

„Ja, das weiß ich, aber nicht, was ihn hinausgetrieben hat!"

Voll Spannung hängt ihr Auge an seinen Zügen; sie ahnt nicht, was in seinem Innern vorgeht, denn als er nach einer kleinen Pause fragt: „Wollen Sie die ganze Wahrheit wissen?" da ergreift sie seine Hand und sagt bewegt: „Ich bitte Sie darum! Sie müssen ja gemerkt haben, wie theuer er mir war!"

Es wird dunkel vor seinen Augen und er senkt den Blick: „Er liebte Sie, und um seines Freundes willen entsagte er!"

Langsam rinnen zwei schwere Thränen über ihre Wangen, und krampfhaft verschlingt sie die Hände im Schloß. Leiser fährt Kurt fort: „Er wußte, wie dieser Freund Sie liebte, und es war seine ganze Hoffnung, daß Sie ihm das Glück des Lebens werden würden!"

Vorwurfsvoll taucht ihr Auge in das seine; abwehrend hebt sie die Hände und schüttelt den Kopf:

„Ich hab' ihn geliebt! Solche Liebe bleibt treu, auch über das Grab hinaus!"

Wortlos verbeugt sich Kurt vor ihr. Schweigend geleitet sie ihn zur Thür und reicht ihm stumm die Hand.

Als er die Veranda durchquert, kreuzt Lydia seinen Frühlingstag, lachende Verheißung liegt in ihren strahlenden Augen, eine schwere Rosenknospe wiegt sich in ihren sonnumzitterten Locken, und als er sie grüßt, ergießt sich Purpur über ihr Gesicht und verläuft in rosigem Hauch an ihrem weißen Nacken.

Da vergißt er den todten Freund, vergißt die bleiche Frau mit dem ernsten Wort der Treue.

Er ergreift Lydias eiskalte Hand und preßt seine Lippen darauf.

Wie das Gefrorene aufkam.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Goethe erzählt an einer Stelle seiner Lebensbeschreibung, daß seine Mutter die Kinder „eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne". Noch heute theilen genug verständige Leute diese Ansicht. Begreiflich ist es aber, in brennender Sonnenhitze mit Sehnsucht des Wintereises zu gedenken und etwas davon herbeizuwünschen. Salomo schon sagt in seinen Sprüchen (25, 13), daß ein getreuer Bote ist „wie die Kälte des Schnees zur Zeit der Ernte". Man verstand es auch in Palästina, wie es in Griechenland und Rom allgemein üblich war, Schnee für den Sommer zur Abkühlung des Getränkes aufzubewahren. Das geschah in tiefen Gruben, die man mit Spreu oder groben Kleidern überdeckte. Als Alexander der Große in Indien die Stadt Petra belagerte, ließ er dreißig Gruben auswerfen, die mit Schnee gefüllt und mit Eichenzweigen zugedeckt wurden. So hielt sich der Schnee sehr lange. In den Gebirgen Portugals machte man es noch um 1755 ähnlich. Wo sich Schnee in einem tiefen Thale aufgehäuft hatte, bedeckte man ihn mit Gras oder Rasen und mit Mist aus Schafställen. Die Schneebehälter bei Konstantinopel waren auf ähnliche Weise eingerichtet. Um nun im Sommer recht kühlen Wein zu trinken, warf man Schnee hinein oder stellte den Becher oder Krug in den Schnee. Manche tranken sogar frisch zerlassenes Schneewasser. Sehr rein konnte der Schnee in den Gruben natürlich nicht immer bleiben. Oft war er auch durch die ihn bedeckende Spreu gefärbt und erhielt dadurch einen unangenehmen Beigeschmack. Man seihte das Schneewasser oder den mit Schnee gekühlten Wein deshalb erst durch einen Schneesack. Kaiser Heliogabalus, dessen Kopf öfter von hohen Temperaturen verwirrt wurde, ließ sich im Sommer sogar ganze Berge von Schnee weither anfahren, um die heiße Luft in der Stadt abzukühlen. Eis versuchte man ebenso wie Schnee vom Winter her zur Abkühlung der Getränke im Sommer aufzubewahren. In Persien gab es Eisgruben, wie in Griechenland, Italien, Spanien und Portugal Schneegruben. Einen Fortschritt vom Aufbewahren natürlichen Eises zur Herstellung künstlichen Eises bedeuten aber die Versuche, Wasser ohne Beihilfe von Schnee und Eis abzukühlen. Dabei hatte man die Erfahrung gemacht, daß vorher abgekochtes oder wenigstens erwärmtes Wasser besser erkaltet als anderes, wenn es in Schnee oder in starken Luftzug gestellt wird. Aristoteles bemerkt, daß einige Leute die Gewohnheit hätten, Wasser, das schnell kalt werden solle, vorher vom Sonnenschein erwärmen zu lassen. So übergossen auch die Fischer am Schwarzen Meer das Schilf, dessen sie sich beim Fischen auf dem Eise bedienten, mit siedendem Wasser, um es desto härter gefrieren zu lassen. In heißen Ländern, denen Schnee und Eis vollständig unbekannt sind, war und ist zum Theil noch diese Art der Wasserabkühlung üblich, z. B. in Egypten und in manchen Ländern Südasiens. Bei Kalkutta gewann man, ehe man in Indien künstliches Eis aus destillirtem Wasser herstellte, auf folgende Weise Eis: Auf einer freien Ebene grub man zwei Fuß tiefe Gruben, bestreute sie mit trockenem Stroh und setzte kleine flache, unglasirte Tonpfannen darauf, die nach Sonnenuntergang mit Wasser gefüllt wurden. Das Eis, das sich nun vielleicht im Laufe der Nacht darin gebildet hatte, bewahrte man in tiefen Eiskellern auf, die sorgfältig durch Stroh gegen Luft und Wärme verwahrt waren. Helle, reine, stille Luft begünstigte die Eisbildung am meisten.

Ueber die Alpen und Pyrenäen drang die Sitte, die Getränke abzukühlen, vor dem 17. Jahrhundert nicht hinaus. Als Franz I. mit Karl V. und dem Papste Paul III. am 18. Juni 1538 bei Nizza zusammenkamen, befand sich der Arzt Champier in seinem Gefolge. Der sah mit größter Verwunderung, daß die Spanier und Italiener Schnee von dem Gebirge holen ließen und ihn in den Wein warfen, um diesen kühl zu machen. Der französische Reisende Bellon erzählte seinen Landsleuten 1553, wie man in Konstantinopel den ganzen Sommer hindurch Schnee und Eis aufzubewahren verstehe, um den Sorbet damit abzukühlen. Er empfahl, dieses Verfahren in Frankreich nachzuahmen. Das Wort glacière, Eiskeller, findet sich erst 1680 in einem französischen Wörterbuche. Um 1598, unter Heinrich III., war der Gebrauch des Schnees am Pariser Hofe aber bereits üblich. Nach einer höfischen Verordnung mußte jederzeit ein großer Vorrath von Schnee und Eis bereit gehalten werden, um damit die Getränke zu mischen. Dem Könige pflegte Schnee oder Eis auf einem Teller während der Mahlzeit gebracht zu werden, und er warf selbst etwas davon in den Wein. Das große Publikum rechnete diese Sitte aber noch zum übertriebenen und weibischen Luxus. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war dieser Luxus jedoch schon allgemein in Frankreich geworden. Um diese Zeit verpachtete die Regierung das Eismonopol, um eine neue Einnahmequelle für die Bedürfnisse des verschwenderischen Hofes zu erschließen. Aber die Pächter des Monopols trieben, da sie hohe Pacht bezahlen mußten, den Preis für Schnee und Eis so hoch, daß die Leute endlich darauf verzichteten. Unterdessen hatte man im Jahre 1550 in Italien die Entdeckung gemacht, daß Wasser, in dem Salpeter aufgelöst ist, ebenso wie Eis den darin gestellten Wein abzukühlen vermag. Ein spanischer Arzt, Blasius Villafranca, der als Arzt einiger vornehmer Familien in Rom lebte, veröffentlichte in diesem Jahre eine kleine Schrift darüber. Ende des 16. Jahrhunderts war diese Kühlmethode allgemein bekannt. Ein Arzt in Spanien schreibt ihre Erfindung den Galeerensklaven zu. In der 1648 erschienenen Mineralogie des Aldrovandi wird auch die Wasserabkühlung durch Steinsalz geschildert. Ein Herzog von Mantua soll um 1650 ein Pulver besessen haben, mit dem Wasser auch im Sommer sofort in Eis verwandelt werden konnte. Jedenfalls ist Salpeter gemeint, obgleich dieser allein Wasser nicht in Eis verwandeln kann. Wer zuerst darauf verfallen ist, Eis mit Salpeter zu mischen, daß Wasser inmitten dieser Kältemischung zu Eis wird, also die moderne Eisbereitung erfunden hat, wird sich wohl nicht sicher feststellen lassen. Der Arzt und Professor Latinus Tankredus in Neapel spricht 1607 zum erstenmal davon. Er versichert, Salpeter vermehre die Kälte im Schnee derart, daß ein mit Wasser gefülltes Glas durch schnelles Bewegen in dieser Mischung zu Eis werde. 1626 erschien zu Venedig eine Erläuterung des Avicenna, des berühmten arabischen Arztes. Darin erzählt der Verfasser, er habe in Gegenwart vieler Zuschauer Wein dadurch in Eis verwandelt, daß er dem Schnee nicht Salpeter, sondern gewöhnliches Kochsalz beigemischt habe. Franz Baco, der 1626 starb, sagte, es sei ein kürzlich erfundenes Mittel, Schnee und Eis durch Salpeter zu einer Kälte zu bringen, bei der Wasser gefriere. Der 1691 gestorbene Robert Boyle erwähnt der Kältemischungen an mehreren Stellen. Descartes bemerkt 1650, durch eine Mischung von Eis und Salpeter Wasser zum Gefrieren zu bringen, sei zwar eine schon sehr bekannte, aber doch immer recht merkwürdige Erscheinung.

Die älteste Erwähnung dieser Erfindung geschieht in dem 1621 zuerst erschienenen Roman Argenis von Barclai, der in demselben Jahre, 39 Jahre alt, starb. Da heißt es: Arsiadas fand im heißen Sommer auf der Tafel des Juba frische Aepfel, die zur Hälfte in klares Eis eingefroren waren. Ihm werden weingefüllte Becher gereicht, die aus Eis geschnitten waren. Er hört, daß es eine neue Kunst sei, alle diese Sachen im Sommer zu verfertigen. Man habe Gruben, in denen Schnee auf Stroh das ganze Jahr hindurch erhalten würde. Nun nehme man besondere kupferne Becherformen, von denen zwei ineinandergesetzte einen schmalen Raum zwischen sich ließen, der mit Wasser angefüllt werde. Dann setze man sie in einen mit Schnee und grob zerstoßenem unreinem Salze angefüllten Eimer. Da werde das Wasser in drei Stunden festes Eis und es entstehe ein schöner Eisbecher, der aussähe, als sei er vom Zinngießer in Formen gegossen worden. Auf gleiche Weise lasse man Aepfel, die frisch vom Baum gepflückt seien, in Eis eingefrieren. Man kann die Erfindung des künstlichen Eises also wohl dem Anfang des 17. Jahrhunderts zuweisen. Man betrachtete sie aber mehr als überraschende Spielerei, als ein Kunststück, das Taschenspieler gern ihrem Programm einfügten, das aber nie zu praktischer Anwendung erhoben werden würde. Freiherr Wolfgang Helm v. Hohberg sagt in seinem „Adlichen Landleben", Nürnberg, 1701: „Folgendes, mehr zum Scherz als zum Nutzen, ist auch den Kindern bekannt. Wenn man Schnee und Salpeter in einen Krug thut, und setzt den auf einen Tisch, darauf Wasser geschüttet worden, und rührt den Schnee und das Salz wohl mit einem Holze in dem Krug um, so wird der Krug bald am Tisch angefroren sein." In Italien und Frankreich, wo das Bedürfniß nach Abkühlung dringender ist und Näschereien von jeher eine größere Rolle spielten, war man schon ein Stückchen weiter in der Kultur. Ein Florentiner Namens Procope Couteaux, Gründer des so lange berühmt gebliebenen literarischen Cafe Procope in Paris, kam nun ums Jahr 1660 auf den glücklichen Einfall, das bisherige Kunststück der Taschenspieler, Eisbecher und gefrorenes Obst zu zaubern, auf die Limonade zu übertragen und sie in eßbares Eis zu verwandeln. Er fand damit reißenden Absatz und viele Nachahmer. Die Limonadiers Le Fevre und Foi folgten ihm. Diese drei besaßen einige Jahre hindurch den Alleinhandel mit Gefrorenem. Das scheint um das Jahr 1676 die vornehmste Waare der Limonadiers gewesen zu sein. Als sie damals Innungsrechte erhielten — es gab bereits 250 Meister dieser Kunst in Paris —, werden in dem Bestätigungsbriefe unter ihren Waaren genannt eaux de gelée et glaces de fruits et de fleurs, d'anis et de franchianne, d'aigre de cetre, du sorbec. Um 1690 war das Gefrorene auf reichen französischen Tafeln etwas ganz Gewöhnliches. Deutsche Köche und Köchinnen wurden erst um 1750 damit vertraut. Seitdem verkauften auch die Konditoren Gläser mit Gefrorenem, anfänglich nur zur Erfrischung für die erhitzten Tänzerinnen auf Bällen und für die Theaterbesucherinnen. Man hatte das künstliche Eis aber nur in den heißesten Sommermonaten für genießbar gehalten. 1750 begann aber Dubuisson, der Verfasser der art du destillateur und Nachfolger des berühmten Cafetiers Procope, seinen Gästen das ganze Jahr hindurch allerlei Gefrorenes zu verkaufen. Erst war aber nur in den Hundstagen Nachfrage, dann kamen ihm die Aerzte zu Hilfe. Aerzte und Köche haben sich ja schon immer gut verstanden. Einige Pariser Aerzte empfahlen das Gefrorene für gewisse Krankheiten. Und Dubuisson selbst bemerkt dann, nach zwei Krankenkuren, in denen das Gefrorene gute Dienste geleistet, habe sich der vernünftigere Theil des Publikums zu allen Jahreszeiten seiner bedient. Um diesen Theil des Publikums auch bei Vernunft zu erhalten, machten die Pariser Cafetiers immer neue Erfindungen.

Heutzutage, wo man das Gefrorene aus Fruchtsäften mit Zucker, auch, wie bei Vanille-, Thee-, Kaffee- und Chokoladen-Eis, mit Sahne, Eiern und Gewürzen in besonders construirten Gefriermaschinen herstellt, sind unsere Köche und Konditoren unerschöpflich in eigenartigen Formen für diese eisige Speise. Die Kältemischung, in der die mit der Speise gefüllte, festgeschlossene blecherne oder zinnerne Gefrierbüchse durch eine mechanische Vorrichtung umgedreht wird, besteht gewöhnlich aus gestoßenem Eis und Salz. Zur Herstellung von künstlichem Eis im Großen sind die für Küchen und Konditoreien ausreichenden Kältemischungen zu kostspielig. Da hat man besondere große Kaltluft- oder Compressions- und Absorptionsmaschinen. Sie verschaffen sogar Tropenländern die Wohlthat künstlichen Eises und der Bierbrauerei. Schiffe mit Kaltluftmaschinen versorgen die Hafenstädte Englands mit frischgefrorenem Schlachtfleisch aus Australien und mit Lachsen aus den fischreichen Seen Amerikas. Fast typisch für Erfinderschicksale ist es, daß der Erfinder der Eiskammern für die Schiffe, die ihnen die frische und abwechslungsreiche Küche wie im feinsten Großstadt-Restaurant ermöglichen, vor Kurzem in Australien verhungert ist.

— In Behandlung. Feldwebel: „Rekrut Dunkel, Sie Rhinozeros, Sie Rindvieh, Sie Heupferd, Sie ... Aber was nutzt bei Ihnen die blendendste Dialektik!"

— Boshaft. Fräulein (geschminkt): „Der Arzt sagte gestern, ich wäre jetzt ein Bild von Gesundheit!" — Herr: „Ja, auch Gesundheit ist oft eine käufliche Waare!"

— Zeitbild. Erster Automobilist: „Heute traf ich unseren alten Freund Müller nach langer Zeit mal wieder!" — Zweiter Automobilist: „Hast Du ihn gesprochen?" — Erster Automobilist: „Nee — aber überfahren!"

— Aus dem Gerichtssaal. Verbrecher: „Das erste Mal hat mein Vertheidiger bei der Vertheidigungsrede geweint, das zweite Mal hab' ich geweint, das dritte Mal haben wir Beide geweint, da bin ich doch neugierig, was er heute machen wird!"

Frauen als Erfinder.

Von dem Vordringen der Frauen auf allen Gebieten legt eine Liste beredtes Zeugniß ab, die eine Anzahl englischer Frauen aufführt, von denen geschickte Erfindungen in den verschiedensten Industriezweigen bekannt geworden sind. Metallarbeit, sollte man meinen, ist keine den Frauen zusagende Beschäftigung. Mrs. Harrison hat indessen gezeigt, daß das schöne Geschlecht auch in diesem Industriezweig Tüchtiges leisten kann, und sie hat ein Patent auf das Entschwefeln gewisser Erze genommen. Auch Mrs. Ames Lynde ist eine bekannte Eisenarbeiterin. In ihren ausgedehnten Werken in Thornham, Norfolk, wurden die schönen Thore von Sandrigham gemacht, und Eduard der Siebente hat sich jahrelang für ihre Arbeit sehr interessirt. Mrs. Lynde beaufsichtigt nicht nur die Arbeit, sondern bereitet alle Entwürfe selbst vor. Sie hat viele neue und eigenartige Muster sowie mehrere Methoden zum Zusammenschweißen der verschiedenen Theile, aus denen die kunstreichen Arbeiten ihrer Werke bestehen, erfunden. Der Ruhm ihrer Kunstfertigkeit ist schon so weit gedrungen, daß sie für den königlichen Pavillon auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1900 einen Auftrag erhielt. Eine andere Erfinderin ist Lady Colebrooke. Sie ist als Bildschnitzerin bekannt, und sie hat sich dem Zimmerhandwerk zugewandt. Jede Woche versammelt sie die Frauen und Mädchen aus der Gegend ihrer Heimath in Abington um sich und lehrt sie Handarbeit und Zimmerei. Ihre letzte Arbeit ist ein Briefkasten in Säulenform nach einem neuen System, der jetzt in der Halle von Abington gebraucht wird. Wird man gerade die Zimmerei nicht als ein Frauenhandwerk ansehen, so hat eine andere Frau ihre Erfindergabe auf dem eigensten Gebiete der Frauen bethätigt. Eine in Twickenham wohnende Dame hat sich nämlich daran gemacht, die Schäden der Wiege abzustellen, und beim Patentamt eine neue Kinderwagen-Hängematte angemeldet. Diese ist eine Vereinigung von Wiege und Kinderwagen, nimmt wenig Raum ein, beugt allem Rütteln und Knarren vor und ist gleichzeitig so gemacht, daß das darinliegende Kind völlig gegen kalte Luft und Zug geschützt ist. Eine andere Erfindung auf demselben Gebiete, die einer Dame zu verdanken ist, ist eine Wipperfindung für kleine Kinder. Die Erfindung der Mrs. Wilson ist eine Art Gestell, in dem das Kind bequem steht oder sitzt und mit Riemen befestigt wird. Es hängt an der Decke vermittelst eines Seils und einer Spiraldrahtfeder, die das Kind automatisch tanzen läßt, wenn sie belastet wird. Miß Helen S. Murphy ist die Erfinderin eines kugelfesten Aluminiumschildes; ehe Lord Roberts nach Südafrika ging, schenkte sie ihm einen solchen Schild. Ihre Erfindung hatte den Erfolg, die Aufmerksamkeit einer anderen Regierung zu erregen, die vor Kurzem wegen der Lieferung einer großen Menge solcher Brustschilde anfragte. Mrs. Westham hat sich vor Kurzem ein neues Löthmittel für Metallarbeiten patentiren lassen. Eine Dame aus Blackpool hat sich ein neues Zelt schützen lassen, das sehr leicht sein soll und bequem zusammengelegt und fortgeführt werden kann. Schließlich ist Königin Alexandra die Erfinderin eines Behälters für allerlei kleine Sachen, die ein Raucher braucht. Es ist aber nur ein Stück angefertigt, das der König gebraucht und das aus Gold und Silber gefertigt und mit dem Monogramm des Königs geschmückt ist.

Belegt!

Professor Zipfelmaier hatte sich draußen vor der Stadt ein Häuschen gekauft mit einem reizenden, schattigen Garten dazu. Er empfand eine kindische Freude über seine Erwerbung, ist ihm doch damit ein Lebenswunsch in Erfüllung gegangen. Namentlich der Garten ist es, der seine Hauptanziehungskraft auf den Professor ausübt. Wie wird es sich da prächtig studieren lassen, oder des Abends, nach vollbrachtem Tagewerk, die lange Pfeife im Munde, in traulichem Gespräch mit seinen Collegen. Denn er hat natürlich nicht versäumt, sich einen großen Gartentisch nebst vier Stühlen dazu zu kaufen.

Vorerst aber will er sein Gärtchen in Gesellschaft seines liebsten Freundes, des Professors Haspelmann einweihen. Keine profane Neugier soll sie dabei stören, nur zu zweien wollen sie das still beschauliche Glück genießen.

Pünktlich am Abend kommt auch Professor Haspelmann „heraus", und besichtigt zunächst das Haus und seine innere Einrichtung. Dann aber begeben sich die beiden alten Knaben in den Garten.

Da es am Nachmittag etwas geregnet hat, so hat Christian, das alte Faktotum Zipfelmaiers, die Gartenstühle umgelegt, damit das Regenwasser fein säuberlich ablaufen kann. Als nun der Professor an dem Arme seines Freundes den Garten betritt, stutzt er, murmelt etwas vor sich hin und wendet sich dann mit betrübtem Gesicht zu seinem Intimus. „Wir können heute leider nicht im Garten sitzen," sagt er, „denn wie Sie sehen, verehrter Herr Collega, der Tisch ist belegt." Arm in Arm schritten die beiden Leuchten der Wissenschaft wieder zurück und verbrachten den Abend im Zimmer.

— Das Einfachste. — „Nun, Sie haben der Dr. med. Fräulein X. bei ihrer Promotion opponirt?" Arzt: „Ja, ich war dazu bestimmt, aber sie ließ mich gar nicht zu Wort kommen!"